

Zeitschrift:	Schweizer Spiegel
Herausgeber:	Guggenbühl und Huber
Band:	31 (1955-1956)
Heft:	1
Artikel:	Was bleibt : warum der "Schweizer Spiegel" optimistisch ist
Autor:	Huber, Fortunat
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1072246

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WAS BLEIBT

Warum der
«Schweizer Spiegel» optimistisch ist
Von Fortunat Huber

WÄHREND der Dauer eines einzigen Menschenlebens ändert sich allerhand. Sogar das, was mir in meiner frühen Jugend das Beständigste des Beständigen erschien: die Berge. Die Albiskette, die ich täglich auf dem Wege zur Arbeit und von der Arbeit vor mir sehe, zeigt weithin sichtbare Runen, die vor wenigen Jahrzehnten noch nicht bestanden. Wie groß im übrigen die Änderungen in unserer Welt im Laufe der 30 Jahre des Bestehens des «Schweizer Spiegels» sind, ist allen bewußt, die sie miterlebt haben: der Aufstieg und der Zerfall von politischen Bewegungen, die Europa vor den Abgrund führten und auch die Existenz der Schweiz in Frage stellten, der Zusammenbruch von mächtigen Reichen wie die Anfänge ihres Wiedererstehens, die Versklavung früher selbständiger Staaten und die Gründung neuer Staatsgebilde. Und leben wir nicht mitten in den ungeheuern Umwälzungen, mit denen die Entwicklung der Technik in unser aller Dasein eingegriffen hat, und der wir weder widerstreben können noch sollen?

Aber bei all diesem Wandel ist eines gleich geblieben, der Mensch. Ob er sich im Düsenflugzeug mit Überschallgeschwindigkeit fortbewegt und ihm seine Kenntnisse die Spaltung der Atome erlauben, in seinen Grundanliegen unterscheidet er sich nicht von seinen Vorfahren, die vor der Erfindung des Wagens zur Fortbewegung auf ihre eigenen Beine angewiesen waren und nur Steinbeile besaßen, um Baumstämme zu spalten. Geändert hat sich die Weise, in der wir unsere Bedürfnisse stil-

len. Die Bedürfnisse selbst sind die selben geblieben.

Nicht nur, daß wir heute essen und trinken wollen, unser Leben zu erhalten trachten und den Tod fürchten wie der Mensch in grauer Vorzeit. Auch darin ist sich der Mensch gleich geblieben, daß er seine Umwelt zu verstehen und zu meistern sucht und darnach verlangt, den Sinn seines Daseins zu ergründen. Wie könnten wir sonst die Werke der vor wer weiß wieviel Jahrtausenden zeichnenden und malenden Höhlenbewohner bewundern und verstehen, wie wäre es möglich, daß uns Erzeugnisse der Dichtkunst, die vor mehr als 2000 Jahren entstanden sind, Epen, Komödien, Dramen, als gegenwärtig berühren und Liebeslieder von Dichterinnen und Dichtern, die seit Jahrtausenden tot sind, ergreifen, wie wenn sie von einem unserer Zeitgenossen stammen würden? Wie völlig sehen wir uns schließlich in unsern tiefsten und verborgenen Anliegen erkannt und verstanden in dem vor zwei- und mehr tausend Jahren entstandenen Buch, der Bibel.

AN diesen sich gleich bleibenden, einzelnen Menschen wenden wir uns in unserer Zeitschrift. Weil sich das Menschentum nur in Gemeinschaft entfalten kann und die Gemeinschaft, in der wir leben und wirken, die Schweiz ist, haben wir unsere Zeitschrift bei ihrer Gründung «Schweizer Spiegel» genannt.

Der Tatsache, daß wir uns von der ersten

Nummer an bis heute mit den kleinsten und größten Problemen und Ereignissen nur so weit befaßten, als sie von Schweizern miterlebt wurden, liegt kein Nationalismus zugrunde. Wie verheerend die Einstellung wirkt, die eigene Nation für wertvoller und tüchtiger als alle andern zu halten und daraus das Recht abzuleiten, die Umwelt zu beherrschen, haben uns zwei Weltkriege blutig gezeigt. Nationalismus mit Macht verbunden ist für jene Völker, die ihm erliegen, und ihre Umwelt lebensgefährlich. Nationalismus in einem Kleinstaat wie der Schweiz wäre nur lächerlich.

Es gibt Leute, welche die Ansicht vertreten, verwurzelt zu sein gehöre sich nur für Gemüse, Sträucher und Bäume. Ihrer Meinung nach verwirklichen jene ein höheres Menschentum, die sich aus der, wie sie annehmen, des Menschen unwürdigen Verwurzelung in einer Heimat lösen und überall auf der Welt gleich zu Hause sind.

Wir teilen diese Auffassung nicht. Wohl ist es durchaus in Ordnung, daß es als Ausnahme auch Menschen gibt, Wissenschaftler, Schriftsteller, Industrielle, Techniker, Journalisten, Kaufleute, die ohne Verwurzelung in einer Heimat auszukommen versuchen, weil ihre Begabung und ihre Bestimmung bedingt und erlaubt, in New York, in Delhi, in Paris und Peking in ihrem Element zu schwimmen. Solche Ausnahmen kennen wir, insbesondere bei Gelehrten, nicht erst seit heute.

Für alle andern, wie weltweit der Boden ihrer geistigen und materiellen Interessen gespannt sein mag, bleibt die Verwurzelung in der Heimat eine Quelle der Kraft. Es bedeutet für sie keine Einengung. Der Staat, in den sie hineingeboren wurden oder dem sie sich in freiem Entschluß eingegliedert haben, bildet für sie den Mittelpunkt ihres Wirkungsfeldes, für den sie sich zu allererst verantwortlich fühlen.

WIR haben in unserer ersten Nummer des «Schweizer Spiegels» auf der ersten Seite der Herausgeber — die wir auch diesem Jubiläumsheft vorangestellt haben — geschrieben, daß unser Vaterland nicht die Berge und Seen seien, sondern unsere Mitmenschen. Wir sind bei dieser Auffassung geblieben. Das ist der Grund, aus dem heraus wir in jeder Nummer versuchen, unsren Lesern Einblicke in das

Leben von Landsleuten zu geben. Wie könnten wir unsere Mitmenschen verstehen, ohne sie kennen zu lernen, wie könnten wir sie kennen lernen, wenn wir nicht erfahren würden, wie sie sich außerhalb unsres eigenen Erfahrungskreises in den verschiedensten Berufen und Lebenslagen in der Heimat und in aller Welt zurecht finden? Deshalb kommen bei uns Erfolgreiche und Versager, solche, die Mitmenschen aufgerichtet haben, und andere, die selbst strauchelten, Mitbürger, deren Arbeitsgebiet die entlegensten Flecken der Erde sind, und andere, die in unserer nächsten Nähe ein völlig unbeachtetes Dasein führen, zum Wort. Aus diesem Anliegen heraus stellen wir ausgefallene Schicksale dar und andere, die so wenig ausgefallen sind, daß wir sie völlig übersehen. Aber immer werden sie von jenen, die sie erlebt und erlitten haben, selbst dargestellt.

Wir wollen uns im «Schweizer Spiegel» mit der zeitgenössischen Umwelt auseinandersetzen. Wenn wir Geschehnisse aus der Vergangenheit darstellen, so sollen diese, ob sie sich vor tausend oder vor zwanzig Jahren ereigneten, nie nur geschichtliche Kenntnisse vermitteln, sondern zu Vergleichen mit dem Heute herausfordern.

WIR betrachten weder unsere Gegenwart noch die Zukunft schwarzseherisch. Das ist kein Zweckoptimismus. Nur Blinde könnten zwar die Gefahren, die unsere Kulturwelt bedrohen, übersehen. Aber das kann uns nicht hindern, auch auf die Zeichen zu achten, die uns Vertrauen einflößen. Ist es nicht vielsagend, daß heute zum erstenmal in der Geschichte kein Staat es wagt, aufständische Kolonialvölker mit Einsatz aller ihrer Mittel botmäßig zu machen? Die zur Verfügung stehenden technischen Mittel würden das leichter erlauben als je. Aber die Widerstände gegen die Anwendung äußerster Gewaltsmaßnahmen wären schon im eigenen Lande zu groß, um mit diesen auch nur drohen zu dürfen.

Das Unternehmen der technischen Hilfe an unterentwickelte Länder im Rahmen der Vereinigten Nationen, bei der es zum erstenmal nicht darum geht, die Unterstützten in wirtschaftliche oder politische Abhängigkeit der Unterstützer zu bringen, sondern darum, diesen Völkern zu ermöglichen, sich selbst zu helfen, ist nur eines der Lichtsignale, die aus

WOHER STAMMT DIESES WORT?

Fänd ich doch nur ein Güllen

In einem alten Fastnachtsspiel findet sich die Stelle: «Ach Gott, fänd ich doch nur ein Güllen, daß ich möcht halb mein Fläschchen füllen.» Die Gemeinde Uster kennt den Flurnamen *«i der blaue Gütte»*. Sowohl das Zitat wie der Flurname zeigen, daß man ursprünglich unter einer *Gütte* etwas anderes verstand als Jauche. Eine Gütte war ganz einfach ein Wassertümpel, eine Pfütze. Scherhaft wurde das Wort sogar für große Gewässer gebraucht, so etwa ist in einem alten Mundartgedicht von der Gütte, «wo d Schwyz vo Tütschland scheidt» die Rede; oder man sagte von einem Ausgewanderten, «er isch über di groß Gütte (den Atlantischen Ozean) gfaare».

Wie konnte das Wort Gütte — Tümpel — zur Bedeutung «Jauche» kommen? Das Wasser einer Lache ist meist trübe. Ähnliches schmutziges Wasser sammelt sich um den Miststock; deshalb bedeutete das Wort zu einem späteren Zeitpunkt «Tümpel von Mistwasser» und schließlich die braune Flüssigkeit selber. Als *Güller* (Familienname) bezeichnete man denjenigen, der in der Nähe einer Gütte wohnte.

Eine ähnlich merkwürdige Geschichte zeigt das hochdeutsche Wort *Jauche*. Im 15. Jahrhundert lernten die nach Osten wandernden deutschen Kolonisten die Suppe kennen, wie sie von den Polen zubereitet wurde; die polnische Sprache nannte sie *jucha*. Diese *jucha* schmeckte den Eingewanderten durchaus nicht, deshalb nannten sie eine Suppe, über deren Qualität sie die Nase rümpften, *Jauche*. Im Laufe der Zeit verschlechterte sich die Bedeutung des Wortes rasch, und schließlich wurde es zur Bezeichnung des Mistwassers. Wie merkwürdig, daß *Bratenjus* und *Jauche* letzten Endes gemeinsamen Ursprungs sind!

Johannes Honegger

den dunkeln Jahren, die hinter uns liegen, in eine hellere Zukunft weisen.

Nichts scheint uns dagegen und alles dafür zu sprechen, daß der gleiche menschliche Geist, der heute die technischen Voraussetzungen besitzt, um unsere Kulturwelt zu zerstören, den Weg finden wird, diesen zum Wohle der Menschen zu verwenden. Nicht heute, nicht morgen und nicht so, daß dies je zu einem Paradies auf Erden führen würde, wohl aber in einer Richtung, die es nicht rechtfertigt, nur Katastrophen vor uns zu sehen.

Aber selbst, wenn sich diese Erwartung als falsch erweisen sollte, so wäre das immer noch kein Grund, die Entwicklung, in der wir heute stehen, anzuklagen oder zu bejammern. Es ist unsere Zeit, die einzige, mit der wir uns auseinandersetzen können. Dabei wissen wir, daß in letzter Linie nicht der Mensch der Herr der Geschichte ist.

EIN weiterer Anlaß unserer Zuversicht ist — um im eigenen Lande zu bleiben — ein Blick auf die junge Generation. Selbstverständlich fehlt es auch heute nicht an unglücklicher Jugend. Aber ich habe den bestimmten Eindruck, daß sich eine sehr große Zahl der jungen Leute von jenen unserer Generation vorteilhaft abhebt. Sie sind wirklichkeitsnaher, als wir es waren, sie sind weniger überheblich als wir damals. Sie stehen der älteren Generation und den Werten, die diese vertritt, weniger feindlich und verneinend gegenüber als um die Zeit des Ersten Weltkrieges. Vielleicht auch deshalb, weil die ältere Generation ihrer selbst nicht mehr so todsicher ist, wie viele ältere Leute vor dem Ersten Weltkrieg wenigstens vorgaben zu sein?

Wir sehen wohl alle die Erscheinungen, die auf eine Vermassung hindeuten. Wer könnte empfindlicher für diese Warnungen sein als wer, wie wir, sich immer an den Einzelnen wendet und nie an den Menschen in einer Masse? Aber wir vermuten, daß die gleiche Zeit, die ganz augenscheinlich zur Vermassung drängt, auch bereits die Heilmittel vorbereitet, um den Menschen als Persönlichkeit erst recht an die Stelle zu rücken, die ihm gebührt: Das Verantwortungsbewußtsein für die Mitmenschen scheint uns heute weiter verbreitet und stärker, als es auch nur vor 30 Jahren war. Im Verantwortungsbewußtsein sich selbst und andern gegenüber gründet aber zuletzt die menschliche Würde.



Die Seite der Herausgeber,
wie sie der Karikaturist H. U. Steger sieht

Das Ziel, das wir mit dem «Schweizer Spiegel» verfolgen, ist, einen immer weitern Kreis von Lesern zu erreichen, die, so verschieden sie sein mögen, doch von der unersetzlichen Wichtigkeit des einzelnen Menschen überzeugt sind, und die mit uns versuchen, ihre schweizerischen Zeitgenossen immer besser kennenzulernen und zu verstehen.

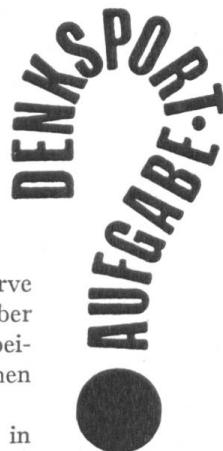
DIESEN Herbst treffen sich in Genf im Rahmen der «Rencontres Internationales» bekannte Gelehrte und Schriftsteller. Das Thema, um welches die Referate und das Gespräch kreisen, bildet die Frage: «Ist die Kultur in Gefahr, können die Achtung vor der Wahrheit und das Streben nach Schönheit die Schallplatten, den Film, das Radio und das Fernsehen überleben?»

Zweifellos werden die Referate und die Gespräche voll von Geist und der Beachtung wohl wert sein. Für uns allerdings ist von vornherein sicher, daß, wie auch die künftige Entwicklung verlaufen wird, und wie immer die noch neuern und noch raffiniertern technischen Mittel zur Verbreitung der kulturellen Güter aussehen mögen, die Achtung vor der Wahrheit und das Streben nach Schönheit unausrottbar

bleiben, so lang auch nur ein Mensch lebt.

Diese Grundüberzeugung enthebt jedoch niemanden der Verpflichtung, für die Achtung vor der Wahrheit und das Streben nach Schönheit dort einzustehen, wo es in seiner Macht liegt. Wir halten dafür, daß es jeder am besten zunächst in seinem eigenen Lebensbereich versucht. Es braucht nicht nur in bitterm Ernst, es kann und soll auch lachend und lächelnd geschehen.

WIR kennen die Klage über das Verschwinden der Originale. Richtig ist, daß unsere Zeit wenig Geduld mit Leuten zeigt, die sich von ihrer Umwelt abheben. Je gründlicher das Leben durchorganisiert ist, um so mehr Anpassung verlangt es. Dennoch sind, wie ich es sehe, auch heute die Originale häufiger als man denkt. Sie zeigen es nur weniger unbekümmert. Aber wenn wir die Mühe — und die Folgen — nicht scheuen, hinter die Kruste zu gelangen, mit der sich die Leute zu ihrem Schutz verbergen, dann werden wir bald erkennen, daß wir sogar heute mitten unter lauter Originale leben. Wie könnte es auch anders sein! Glücklicherweise kommt mit jedem Menschen, der geboren wird, ein einmaiges, unauswechselbares Original zur Welt.



Zwei Autos sind in einer unübersichtlichen Kurve zusammengefahren. Verletzt wurde niemand; aber beide Wagen sind ziemlich stark beschädigt. Die beiden Fahrer, Hans Müller und Peter Keller, suchen einen Zeugen des Unfalls.

Sie finden schließlich einen Automobilisten, der in ein schräg abzweigendes Nebengäßchen eingebogen war, um dort auf seine Frau zu warten.

Nachdem die beiden Fahrer den Namen des Zeugen notiert haben, fahren sie weiter, ohne die Polizei benachrichtigt zu haben.

Aber der Schaden war doch größer, als man angenommen hatte, und die Sache kam vor Gericht. Der Zeuge gab dort folgendes zu Protokoll:

«Ich habe im Rückspiegel meines Wagens genau gesehen, daß Hans Müller schön rechts in die Kurve gefahren ist. In dem Augenblick, da ich wegblickte, ist

Auflösung auf Seite 69

der Unfall passiert. Es ist jedoch ganz unmöglich, daß Müller in dieser kurzen Zeitspanne auf die linke Seite gelangen konnte.»

Trotzdem bestimmte das Gericht, daß Hans Müller für den Schaden aufzukommen habe.

Frage: Wieso kam das Gericht zu diesem Entscheid?